

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

28]

Roman von M. E. Belle Grazie.

Ueber ihr kreiste ein Bussard, stand eine Weile still, hoch, hoch — mitten in dieser zitternden Bläue des Mittags. Nun stürzte er förmlich herab, in das Schilf hinein, wo es am dichtesten war. Als er wieder emporstieg, trug er etwas Zappelndes zwischen den Fängen und ein schriller Todeschrei gellte über die Heide hin.

„So kommt es, so kommt es!“ dachte die Annaliese. O, wie sie den Vogel haßte, der dort die zuckende Beute davontrug. Den Vogel?

Sie blieb steh'n, krampfte die Fäuste zusammen, sah mit einem Blick stierer Verzweiflung in die blaue Leere um sich. Warum sie nur bei allem an die „Schweighütte“ denken mußte — und an — ihn!? Aber, freilich: auch er war so niedergestossen auf sie.

„Wenn es nur sonst niemand weiß,“ tröstete sie sich und lief noch rascher dahin. Wieder sauste der Heidewind an ihr vorüber, gespenstisch, leise, wie wesenhaft. Nichts und niemand war zu sehen, wohin sie auch blicken mochte — und doch! Sie wurde sie nicht los, die wahnsinnige Angst, daß noch jemand mit ihr zugleich jetzt auf der Dedung sei!

Ganz unheimlich wurde ihr zu Mute. Wenn sie schon nichts sah, nichts hörte? Aber — es war ja ein verfluchter Ort: „Dedung Petrovich!“ Schon einmal waren hier Wehrlose überfallen worden und Mädchen geschändet. Der Sünderin ging die Sünde nach.

„Nein,“ besann sie sich wieder. „Ich glaub' nichts mehr ein! Nur die Schwinge hol' ich mir noch und dann lauf ich, lauf ich. . . . Und wenn ich den Wald hinter mir hab' . . .“

Das Blut in ihren Ohren begann zu sausen, der Schweiß stand in hellen Tropfen auf ihrer Stirn und perlte tribbelnd an den blaffen Wangen nieder, nichts sehen, nichts hören! Und doch . . . immer wieder war ihr, als höre sie die Atemzüge eines anderen — wie sie kamen und gingen, während er da irgendwo saß und sie belauerte: „Seht, die Annaliese!“

Endlich stand sie am Ufer. Der Kahn lag rubig am Pfloß. Ein paar Schritte weiter hatte sie ihre Schwinge niedergestellt. Da, gleich rechts. Mit einem leisen Gemispel schlug das Schilf um sie zusammen. „Schweighütte — Schweighütte“, schien es wieder hinter ihr her zu raunen. Ach, was!

Plötzlich stuchte sie. . . . Hatte sie das Rohr hier so zusammengetreten? Aber sie war ja bloß darin gestanden, und hier. . . . Mit einem Schrei fuhr sie zurück und schloß die Augen.

Mitten aus dem Schilf und dicht neben ihrer Schwinge erhob sich eine zottige Gestalt, reckte den Kopf nach ihr, grinste sie an, mit einem Nicken. . . .

„No, Diezl . . . i hob' schon g'moant, i müßst' dir dein Körbl in die Schweighütt'n nachtrag'n.“ Und der Unhold lachte auf. Nur ein paar dumpfe, gurgelnde Laute waren es, der Gefallenen aber schien es, als rolle ein Donner über die Heide hin.

Der Birron.

Hätte sich der Teufel selbst aus dem zottigen Schafpelz herausgeschält, ihr Entsetzen wäre nicht so groß gewesen. Dieser Mitwisser aber. . . . Und plötzlich wußte sie alles, alles, was sie getan hatte und was zu tun ihr noch übrig blieb. Denn das war ein Zeuge, der nie schweigen würde. . . . nie, nie! Dazu war der Haß zu groß, den er gegen ihren Vater hegte; hegen mußte, wenn das Wahrheit war, was der Vater ihr so oft erzählt.

Wieder schlug das dumpfe Lachen des Vagabunden an ihr Ohr. Diesmal fast ein Geröchel. Endlich quoll seine Schadenfreude wieder in Worte zusammen. Was half es, daß sie da stand — noch immer mit geschlossenen Augen, wie jemand, der um keinen Preis sehen will? Ihre Ohren mußten hören, und was die hörten, sah sie, ob sie wollte oder nicht.

Schau, schau . . . dös hätt' i mir nit trauma loss'n. . . . Dozumol, wie dein' Boda Ortsrichter g'west is und wie i mi bei Ent' einig'stedt hob'n; dozumol, wie i den Großen

sein Mensch d'r'schoss'n hob'. Do hätt's dein Boda in d'r Hond g'hobt, mi ausz'loss'n. Grod nur a Weilerl hätt' er die Tür nit gar so fest zuriegeln soll'n, eh mi der herrschofliche Drab og'holt hot. . . . Grod nur a Weilerl! Draußt wär' i g'west und in die Dofva eini, die domols nit weniger G'strüpp g'hobt hot und Bam und die Waga'schi hätt' mi hint' uma heb'n könnal! So ober . . .“

Sie fühlte, daß er näher herankam. Sein Branntweinatem strich plötzlich heiß und suselig über ihr Gesicht hin. . . . „Woast, wos 's hoast, im — Zuchthaus g'west sein? Zeit-lebens zoag'n i' mit'n Fingern auf di! Von Ort zu Ort hegen i' di, wie a wild's Tier, dos si vertriacht, wos's g'rod an Unter'schlupf find't. Und wos hob' i denn gor so Schlecht's ton? Dös dein Boda so g'schwind bei der Hond g'west is, mit'n zuahelf'n? Dem Grof'n sein Mensch d'r'schossen! Dem gnädig'n Herrn sein's — der dein' Boda g'rod so g'schund'n hot, wie d' ondern. Heunt — wer woast, ob i heunt nit a ehrlicher Kerl war, wonn i dösmal auskamma war'. Ober nan, fest eing'riegelt hot er mi. So fest, als er fönnal hot, dein Boda. Damit 'n Recht jo koan Unrecht g'schiacht. . . .“

„Birron!“ flehte die Annaliese. Sie wagte es noch immer nicht, ihm ins Gesicht zu sehen. Aber ihre Hände falteten sich und hoben sich ihm entgegen. Ihr junger Leib erzitterte wie das Schilf hinter ihr.

„So,“ lachte er brutal auf. „Und die Dieferl, die hot dösmal a dabei sein müass'n! Obwohl i' erst a Kloans, robig's Menschel g'west is. Und hot mi ong'scheangelt wie a wild's Tier. Woast no, wie schön i bitt' hob': Loß mi aufa, du Kloane? Ober nan, mit oan Schroa bist davon-g'rent. Dösmal host wohl g'moant, 's — war' weit und broat koan schlechterer Mensch auf dera Welt, als der Birron? Und heunt?“ Seine Stimme überschlug sich förmlich in dem wiedernden Hohnlächler, das ihm plötzlich aus der Kehle brach. . . . „Wos moanst, wos i mir heunt' von Dir den', no?“

„Birron?“ Mit einem Schrei brach sie vor ihm ins Knie. Und während sich ihre Augen weit öffneten, um mit einem einzigen, angststarrten Blick diese ganze, grausame Wirklichkeit in sich aufzunehmen, forschte sie händeringend: „Wos wollt's toan, Birron?“

Ein Blick hämischer Genugtuung ging über die Gebrochene hin. „So, wos moanst, daß i toan wir?“ kollerte es wieder aus dem zottigen Fell hervor.

„Nix sog'n, nix sog'n . . . um God's will'n nit!“ jagte sich Wort um Wort von ihren Lippen.

„Schau,“ lachte er auf sie herab. Und dann mit einem Blick voll graufiger Gemütslichkeit: „No woast . . . wos i toan wir' oder nit toan wir' — dös brauchst Du und funst a neam'd z'wiss'n. Dös mocht jo enf d' Söll jo hoast, dös 's nia wiss'n könn't's, wos unferoaner tuat oder nit tuat. Und dös bisserl Söll' hobt's um mi verdeant. Du und Dein Boda. . . .“

„Birron!“ flehte sie noch einmal, ihr Leib wand sich förmlich vor ihm.

„No woast,“ mederte er nach einer Weile. „wonn's m'r einfollet, funnt' i irkt a wos verlounga von Dir. Mit oan bist ja schon in der Schweighütt'n g'west. Und domols wie heunt wär' a Gablier mein Boränga g'west. Ober siag't.“ Er spuckte über sie hin. „G'rod' deh'tweg'n bist mir z'schlecht. Sogar mir! Na — moast Ploß?“

Mit schweren Schritten stampfte er an ihr vorüber, aus dem Schilf hinaus.

„Birron!“ verhallte es hinter ihm. Aber er sah nicht einmal mehr zurück.

„Schweighütt'n — Schweighütt'n — Schweighütt'n“ — ging's wieder kispelnd durch's Rohr.

„Wenn ich heimkomm', wissen's alle!“ dachte die Annaliese. „Alle!“ Und dann würde es so hinter ihr herwispseln, wie jetzt im Schilf — wo sie ging oder stand. Immer, immer — ein ganzes Leben lang! Zuchthaus gab es keines dafür. Dafür nicht. Aber hatten die Menschen nicht Strafen auch für die, die frei herumgingen? Worte, die wie Peitschen dreinhieben und jeden Tag aufs neue ihr zuckendes Opfer trafen. „Schweighütt'n — Schweighütt'n — Schweighütt'n. . . .“

„A bisserl a Höll.“ hatte der Bagabund gesagt. Die Annaliese fühlte, daß es die ganze Hölle war.

Im Schilf gluckte etwas auf, leise, traurig — das Geschluch der trägen Welle, die von einem Ufer an's andre Ufer. Immer wieder — immer wieder.

Mit einem irren Blick fuhr die Annaliese empor. Ja — was hält es denn für einen Sinn, in diese Hölle zu laufen, wenn es noch einen Ausweg gab?

„Da hinein!“ Wie ein Blitz fuhr es ihr durch die Seele; machte plötzlich alles klar um sie . . . freilich der — Tod! Sie schloß die Augen. Und ein solcher dazu. . . Selbstmord!

Mußt' es sein? Noch wehrte sich etwas in ihr. Und nicht bloß ihre gesunde Jugend. Da drüben gab es ja auch eine Hölle, für eine solche Tat.

Wieder fuhr sie herum, starrte dem Bagabunden nach, wie er rascher und rascher dahinging, weiter und weiter kam. „Alles wird er sagen,“ dachte sie. „Alles! Sonst hält' er sich erbitten lass'n! Und wie er rennt!“

Ja, für den Birron gab das ein Fest heute! Die Schande von Jillys Annaliese. . . Und wenn er einstweilen auch schwieg . . . der nächste Brantweinrausch war stärker als er. Nicht um Geld konnte man dem seinen Rausch kaufen. Um nichts . . . dort ging er.

Langsam lehrte sie sich dem Wasser zu; schloß noch einmal die Augen, wie in einem letzten Kampf. Wieder glitt die Welle an, mit leisem, traurigem Segeluck. Die Welle, die von einem Ufer zum andern zog . . . immer wieder, immer wieder. War es mit ihrer Angst nicht gerade so? Die kam auch — immer wieder — immer wieder. Stieß von einem Ufer an das andere: Leben oder Tod! Gott war barmherziger als die Menschen.

Sie wußte selbst nicht, was sie vorwärts stieß, sie weiterdrängte und weiter, dem — anderen Ufer entgegen. „Nur weg sein,“ dachte sie, „weg von da — bevor der Birron ins Dorf kommt!“

Schon gab der Boden unter ihren Tritten nach, Moorgrund. Da und dort quoll es feucht auf um ihre nackten Füße. Immer glänzender wogte es heran, immer leuchtender, ein einziges, goldenes Geschaufel — das Wasser!

Ueber dem Dorf lag die schwere Stille des Mittags. Der Kirchtag war zu Ende, und wer nicht irgendeinen „Hand- oder Zugdienst“ leisten mußte, ließ es sich noch einmal wohlgeh'n heute.

Jürns schwarzer Hahn stand auf dem Zaun und krächte schon zum drittenmal in die tiefe Stille hinein. Er wußte, daß er den Ton angab. So wie er sich hören ließ, ging das von Hof zu Hof weiter. In der Regel war auch der Mittag um und die geättigten Menschen eilten an ihr Tagewerk.

„Irgt könnt' die Liesl schon do jan,“ meinte die Rosala, während sie ein tüchtiges Scheit Holz in den Herd warf, um das Essen der Schwester warm zu halten.

„Moanst?“ fragte die Mutter vom Butterfaß her.

„s kimmt m'r holt so für,“ gab Rosala vorsichtig zurück.

„Do müßt ma erst wiss'n, ob d' ondern a schon dahoam jan?“ meinte die Alte.

„Soll i nochfrog'n geh'n?“

Die Bäuerin zögerte eine Weile. „Woast denn, wer no mittoon hot?“

„s Zöllner sein Kathl. S' is m'r über'n Weg g'rennt heut' fruah, wie i zum Jud'n übr'i bin.“

„I moan holt. . . Aufseh'n sollt'n m'r a soans mod'n!“ erwiderte die Mutter bedächtig. „In so aner Soch'n, do mocht m'r d' Leut erst recht aufmirkfam, wonn ma frogt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

Von August Friedrich Krause.

Der Paul aber ging gedrückt umher und tat, was ihm oblag, mit einer stillen, müden Verdrossenheit. Er dachte nicht mehr an das, was von seinem Vater geredet worden war im Kretscham, so sehr es ihn im Augenblick auch verwunderte; er dachte nicht mehr an die Beschimpfung, die vom Schuster ihm widerfahren war, so sehr sie ihn auch geschmerzt hatte. Er sehnte sich nach der Grete und ihn kummerte, was sie zu seinem Verhalten sagte, was sie von ihm dachte. Er hatte sich in der kurzen Zeit ihrer Liebchaft so sehr an sie gewöhnt, die Liebe zu ihr war ihm so tief ins Blut gedrungen und hatte Begehr in ihm erweckt, daß er meinte, ohne sie nicht mehr sein zu können.

Mit dem Gedanken an sie schlief er abends ein, stand er morgens auf, und in der Nacht träumte er von dem heißen Licht in ihren begehrliehen Augen, von dem weichen Umfange ihrer Arme, von ihren berauschenden Küssen, daß ihm den ganzen Tag das Herz weh tat vor Sehnsucht.

Wie oft hatte er sich an das Bett der Mutter setzen und sie fragen wollen: Was habt Ihr miteinander, der Schuster und Du? Warum soll ich die Grete nicht heiraten? Ich bin ihr doch so rasend gut und sie ist nun einmal mein Schatz!

Aber er brachte es nicht über sich; mehr als je empfand er Scheu vor der Mutter, die immer hart und streng zu ihm gewesen war, die nie ihm Liebe gezeigt hatte, nie, bis auf das einzige Mal im Kretscham, als er am ehesten harte Worte von ihr erwartet hatte.

Und wieder lag der weiche liebe Klang ihm im Ohr, nie gehört von diesen strengen Lippen, und er sehnte sich mit einem Male, ihn wieder zu vernehmen.

Von der Stunde an, da dieser Wunsch in ihm aufgebrannt war, bekam er Augen für die Mutter und für das, was sie litt. Solange er sie im Bett sah, wenn vom Liegen die Wangen voller, von der Wärme sanft gerötet erschienen, fiel ihr Aussehen ihm noch nicht sonderlich auf; als er sie aber einmal in der Stube antraf, im Lehnstuhl sitzend, erschrak er darüber, wie verfallen und elend sie war: die Wangen walt und eingefallen, die Haut gelblich-schül, lederartig; nur die Augen leuchteten im alten, energijichen Glanz. Und doch war etwas unfäglich Müdes in diesem Gesicht, und um die Lippen war ein tiefer Schmerzengzug eingegraben, den es früher nicht gehabt.

Nun aber sah er auch, wie sie sich mühte, frischer, munterer zu sein als sie war; wie sie Schmerzen verhehlte, oft mühsam verhehlte, die ständig sie quälten, und das Herz krampfte sich ihm zusammen. Nun sah er auch, wie sie warmen Glanz der Liebe, der nie in ihren Augen und immer doch in ihrem Herzen gewesen war, in ihrem Blick, wie sie, wenn er bei ihr war, freundliches Lächeln in ihre harten Mienen zwang; und es rührte sein Herz.

Noch immer aber wußte er nicht, wie groß diese Liebe zu ihm gewesen.

Der Zustand der Mutter beunruhigte Paul von Tag zu Tag mehr; jezt trat er immer an ihr Best, wenn die Arbeit, die seit Josephs Weggang härter auf ihm lastete, ihn in der Mittagstunde oder am Feiertag freigab. Nur die nötigsten Geschäftsgänge erledigte er rasch, die übrige Freizeit verbrachte er bei der Mutter. Oft überfiel ihn mitten in der Arbeit die Sorge um sie, und er kam, um zu sehen, wie es ihr gehe.

Frau Schmidt hatte den Arzt gefragt, ob es wohl mit der Meisterin noch einmalt würde besser werden. Da hatte er die Achseln geguckt und gemeint: „Besser? Besser schon! So oder so!“ Das hatte sie dem Sohne in ihrer redseligen Art erzählt.

Da litt es dem nicht länger. Als Sanitätsrat Hartung das nächste Mal kam, bat er ihn in die Werkstatt:

„Herr Rat“, stotterte er verlegen, „könt . . . könt ich Sie . . . dürft ich Sie amal was fragen?“

Gerne folgte ihm der alte Herr, legte Stoch und Hut auf die Gobelbank und stemmte die Hände in die Seiten:

„Na“, fragte er und das frische, rotbäckige Gesicht mit dem weißen Schnauzbart lachte vergnüglich, „nu raus mit der Sprache. Wo jehlt's denn, hä?“

„Ach, mir fehlt nisch!“

„Is s Herz krank?“

Der Paul wußte gleich, was er meinte und senkte, rot werdend, den Blick.

„Na, das geht nicht ans Leben!“

„Ne“, lenkte der Paul ab, „wegen der Mutter. . .!“

Da überflog ein ernster Schatten das freundliche Gesicht des alten Herrn. Einen Augenblick sah er prüfend dem Burschen in die offenen, ehrlichen Augen, dann legte er die Hand ihm auf die Schulter und sagte:

„Wissen Sie, mein lieber junger Mann, ich will Ihnen einen Rat geben: Haben Sie auf alle Fälle Ihre Mutter noch recht lieb. Wir stehen alle in Gottes Hand. Sollten Sie aber das Glück haben, Ihre Mutter noch länger zu behalten, nun; dann ist ja auch nichts verloren, wenn Sie einmal umsonst sie lieb gehabt haben, gelt? Ihre Mutter ist eine wadere Frau und hats um Sie verdient.“

Damit schüttelte er, ihm ernst in die Augen blickend, seine Hand.

Der Paul aber hatte ihn verstanden. Wie Schuppen fiel es ihm jezt von den Augen, und lange noch sah er, die Ellbogen auf die Arnie gestemmt und die Hände fest ineinander verschlungen, auf seiner Werkbank und starrte vor sich hin.

Nun erst fühlte er bewusst, wie sehr er an seiner Mutter hing, nun erst, da er wußte, daß er bald, vielleicht allzubald sie verlieren würde. Und er ahnte, daß er vieles, was er unter ihrem Zwange getan zu haben wußte, auch getan haben würde ohne diesen Zwang, rein aus Liebe zu ihr.

Da stieg ihm jäh die Erinnerung auf an den wahnwitzigen Gedanken, der im Kretscham ihm ins Herz gefallen war, als er einen Augenblick, von ihrer plötzlichen Erscheinung erschreckt, meinte, ihr Geist stände vor ihm: daß es Erlösung sein mühte, frei zu werden von ihrem Zwange.

Das warf ihn auf. Wie müidend stürzte er sich auf die Arbeit und schaffte in wenigen Stunden mehr, als sonst an einem Tage. Aber die Neue ließ ihn nicht los, und ein Schreues kam in sein

Wesen, wenn er bei der Mutter war, etwas Bedrücktes, und er wich dem klaren Blick ihrer Augen aus, daß die Kranke, die so glücklich war in seiner neu erwachenden Liebe, meinen mußte, er habe wieder etwas auf dem Gewissen, das er zu verbergen bemüht sei.

Sie zergrübelte sich den Kopf, was dies sein könnte. Ihrer scharfen Beobachtung war das unruhige Feuer in seinen Augen, das verlorene Sinnen und Sehnen, das ihn so oft überfiel, nicht entgangen, und sie dachte sofort an das Mädchen, an die Grete vom Glück-Schuster. Ohne daß der Paul ihr etwas gesagt hatte, erriet doch ihr feiner Instinkt, daß er noch immer an dem Mädchen hing und nach ihr sich sehnte. Und jetzt da ihre die Augen aufgegangen waren, bestätigte alles, was sie an ihm beobachtete und mit kluger Vorsicht aus ihm herauslockte, ihren Argwohn.

Daß er mit der Geliebten nicht mehr zusammenkam, wußte sie: sein Wesen hätte ihrem scharfen Blick sofort verraten, wenn er die wenigen Geschäftsgänge, die ihn aus dem Hause führten und vor denen er auch immer rasch wieder zurück war, zu Schwärmern benützt hätte, und sonst kam er nicht fort.

Wie lange aber, so fragte sie sich, würde sie das Feuer, das in ihm brannte, dämpfen können? Würde es nicht bald genug vielleicht von böser Absicht in ihm angefaßt, in heller Lohe herbrochen und alles vernichten, was jetzt an dem Sohn sie glücklich machte: seine neu erwachte Liebe zu ihr, und seinen Widerstand gegen den Einfluß des Schusters? Dann war alles verloren.

Diese Sorgen trieben sie zum Handeln. Sie ließ eines Tages den Justizrat aus der Stadt kommen, um ihr Testament zu machen. Was der Paul vom Vater her hatte, konnte sie ihm nicht nehmen; ihren Teil aber sollte er nach ihrem Tode nur erben, wenn er die Grete nicht heiratete.

Die beiden Zeugen, Männer aus dem Dorfe, sahen verwundert auf, als sie diese Bedingung hörten, nickten verständnisvoll mit dem Kopfe und lächelten verschmüht.

„Was soll werden,“ fragte der Notar, „wenn er das Mädchen doch heiratet?“

Die Kranke, die von den schweren Sorgen, die sie drückten, und von den Aufregungen der Behandlung schon sehr erschöpft, dazu auch von dem verschmühten Blick der beiden Männer, den sie falsch deutete, verwirrt war, sah den alten Herrn hilflos an:

„Er wird ja nich, Herr Notar!“
Da polterte der Justizrat, der immer gleich aus dem Häusel geriet, los:

„Herrgott, ja, da brauchen wir doch die ganze Geschichte nicht! Es könnte doch sein, daß er sie partout heiraten will. Was soll denn da mit dem Gelde werden, hä? Wir können doch nich in a Rauchfang hängen!“

(Fortsetzung folgt.)

Fridtjof Nansen.

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag.

Von Dr. Robert Koch (Berlin).

„Es wird eine Zeit kommen nach späten Jahren, da der Ozean die Fesseln der Dinge lösen wird, da die unermeßliche Erde offen liegen wird, da die Seefahrer neue Länder entdecken werden und Thule nicht länger das fernste unter den Ländern sein wird.“ Mit diesen prophetischen Worten des alten Philosophen Seneca beginnt Fridtjof Nansen, der am 10. Oktober sein 50. Lebensjahr vollendet, die Beschreibung der norwegischen Polarexpedition von 1893 bis 1896, seiner Tücheln Reise „in Nacht und Eis“, deren glückliche Vollendung ihn mit einem Schlag zum berühmtesten Polarforscher des 19. Jahrhunderts machte. Nicht daß er von dem schimmernden, eijigen Schleier der arktischen Sphäre ein Stück lüftete, unter dem er übrigens neues Land nicht zu entdecken vermochte; war es, was die Welt bei der überraschenden Kunde von seiner Wiederkehr so gewaltig elektrifizierte. Die mächtige und nachhaltige Erregung, die damals in den Augusttagen des Jahres 1896 die ganze Welt bei der Nachricht durchzuckte, daß er, mit dem Schiff der Jansonschen Expedition von Franz-Josefsland kommend, in Bardö gelandet, und daß acht Tage später sein eigenes Fahrzeug, die „Fram“ unter Kapitän Enderdrups Führung unbeschädigt in Etahöd bei Tromsø eingetroffen sei, galt dem bei Nansens Unternehmung in ständiger Reinheit in Erscheinung getretenen idealen Drange der menschlichen Natur, die ohne nach Geld und Gut zu verlangen, dem einmal sich selbst gestellten, hohen Ziele mit maßloser Energie unter Einsetzung des eigenen Lebens zustrebt. Vom äußersten Osten Sibiriens aus hatten Nansen und seine todesmutigen Begleiter sich in die Wüstenei von Eis und Finsternis hineingestürzt, wo keines Menschen Fuß je zuvor geschritten, kein Schiffskiel je gefahren war, um sich nach den unberechenbaren Launen des Eises quer über das Polarmeer treiben zu lassen, in einer Fahrt, die fünf, sieben, neun Jahre dauern, vielleicht auch niemals ihren programmäßigen Abschluß finden konnte. Und als schon nach wenig mehr als drei Jahren die elementaren Mächte der Polargegenden die kleine tapfere Schar wieder freigaben, war der sich erhebende Jubel der Zeitgenossen der gesollte, schuldbige Tribut vor jenem trotzigem Mannesmut, der im letzten Grunde die Triebkraft für jedes mensch-

liche Aufwärtstreben ist, dem auch der zage, feige Durchschnittsmensch in seiner gesicherten Geborgenheit hinter dem warmen Ofen die Anerkennung nicht verweigert.

Nansen war, als 1893 seine berühmte Treibfahrt antrat, längst kein Neuling mehr in Polarangelegenheiten. Bei Christiania geboren, dessen gebirgiges Hinterland ein geradezu ideales Feld zur Ausübung des Schneeschuhsporzes bietet, während der winterverrästelte, im Winter in seinen seitlichen Verzweigungen hart zugefrorene Fjord zur Betätigung des Eisportes einladet, hatte er es schon in seinen frühen Gymnasialjahren zur Meisterschaft in diesen Leibeskünsten gebracht und, wie seine Biographen Brøgger und Kolffen berichten, schon damals sein Herz an den Gedanken gefängt, die Schleier des hohen Nordens auf Schneeschuhtouren zu entreißen. Auch über die große Bedeutung von Schlittenreisen mit Hunden war er sich schon längst klar geworden, bevor er zum ersten Male arktischen Boden betreten konnte. Nachdem er seine naturgeschichtlichen Studien an der Universität von Christiania beendet, benutzte er deshalb schon im Jahre 1882, bevor er seine spätere Stellung als Kurator und Konservator an der naturhistorischen Abteilung des Museums in Bergen antrat, die sich ihm bietende Gelegenheit, um mit dem Seehundsfänger „Biting“ seine erste Reise ins Polarmeer zu unternehmen, auf der er die dort eben herrschenden Witterungsverhältnisse und die Hindernisse des Pack- und Treibeises selbstverständlich in einer ganz anderen Beleuchtung sah als aus der läugnerischen, luxuriösen Bequemlichkeit eines sich hoch nach Norden wagenen Touristen Schiffes, das mit seinen dünnen Eiswänden jeder erneuten Berührung mit dem Eis ängstlich ausweichen muß.

Nachdem er eine Zeitslang an der bekannten Zoologischen Station in Neapel gearbeitet, konnte er im Alter von noch nicht 27 Jahren im Jahre 1885 die von ihm längst geplante Durchquerung der Hochflächen des inneren Grönlands auf Schneeschuhen erfolgreich zur Ausführung bringen und damit eine geographische Tat leisten, die vor ihm noch keinem Forscher gelungen war und ihn sofort in die Reihe der Polarfahrer ersten Ranges stellte. Schon bei dieser Tour zeigt sich Nansen im Lichte aller jener glänzenden Eigenschaften, die ihn befähigten, sein späteres größeres Unternehmen zu einem siegreichen Ende zu führen und das grenzenlose Vertrauen seiner Begleiter zu ihm als geborenem Führer zu gewinnen, der trotz aller taubblütigen Ueberlegung nie davor zurückscheute, im entscheidenden Moment beim Kampfe mit dem Eise mit bewundernswertem Wagemut alle Brücken hinter sich abzubauen. Als er am 17. Juli 1888 mit dem teils auf seine eigenen Kosten, teils auf Kosten des Kopenhagener Kaufmanns Cammel ausgestatteten Robbenfänger „Tajon“ an die durch Eis versperrte Ostküste Grönlands bis auf eine Entfernung von 18 Kilometer herangekommen war, glaubte Nansen das die Expedition tragende Schiff keiner weiteren Gefahr mehr aussetzen zu dürfen und den Treibeisgürtel mit Booten durchbrechen zu können. Der Kampf, den er und seine fünf Begleiter, darunter auch der spätere Kapitän der Fram, Enderdrup, mit den Eisströmen zu bestehen hatte, währte jedoch volle 12 Tage und als die äußerst schwierige Landung endlich gelungen und weitere 14 Tage mit Märschen bis zum Gldenslöve-Fjord vergangen waren, begann schon in vorgerückter Jahreszeit am 15. August die achtmöchige Esktour, die ihn über das bis 3000 Meter hohe, vollständig bereiste Innere von Grönland hinweg zur Westküste bei Godthaab an der Davisstraße führte, von wo er, da die letzten Schiffe nach Europa schon abgefahren waren, erst im nächsten Frühjahr zurückkehrte.

Nansen war durch seine bisherigen Erfahrungen zu der Ueberzeugung gekommen, daß auf den bisherigen Wegen der Polarforschung keine weiteren Fortschritte zu erreichen seien. Auch von einer Reise zum Pol auf Schneeschuhen versprach er sich wenig, weil es hierfür an der wichtigsten Vorbedingung des sicheren Landes unter den Füßen fehlte. „Wir müssen also versuchen“, so schreibt er, „ob es nicht andere Wege gibt, und ich glaube, daß dies der Fall ist. Ich glaube, daß, wenn wir auf die in der Natur sich selbst vorfindenden Kräfte achtgeben und versuchen, mit ihnen und nicht gegen sie zu arbeiten, wir den sichersten und leichtesten Weg zum Pol finden werden. Es nützt nichts, gegen den Strom zu arbeiten, wie die vorhergehenden Expeditionen es gemacht; wir müssen sehen, ob sich nicht ein Strom findet, mit dem wir arbeiten können. Die Jeannette-Expedition ist meiner Meinung nach die einzige, die auf dem richtigen Wege gewesen ist, obschon wider Wissen und Willen.“

Nansen meint hier jenes Unglückschiff der sogenannten Bennettischen Polarexpedition, das von der Beringstraße aus vordringend, im September 1879 bei der Howald-Insel einfror und nach fast zweijähriger Trist im Eise im Juni 1881 nördlich von den neusibirischen Inseln vom Eise zerdrückt wurde, worauf die Mannschaft, die sich nach der nordibirischen Küste zu retten suchte, zum größten Teil unter unerhörten Entbehrungen ihren Untergang fand. Auch Payer und Weyprecht, die Führer der österreichischen Expedition von 1872, hatten schon lange vorher als „unfreiwillige Passagiere und Gefangene des Eises“ im Meer zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja in umgekehrter Richtung eine Eisstrift mitgemacht, wobei sie Franz-Josefsland entdeckten. Diese Umstände, ferner die Tatsache, daß auf den an der ostgrönländischen Küste angetriebenen Eisschollen sich unzweifelhaft aus Sibirien stammende Erde befand, und endlich das wunderbare Ereignis, daß drei Jahre nach dem Untergang der Jeannette auf dem Treibeis von Julianehaab in Grönland Gegenstände gefunden wurden,

die zu dem gesunkenen Fahrzeug gehörten, brachten Ranzen zu der Ueberzeugung von dem Vorhandensein einer Meeresströmung, die von Nordostafrika über den Pol gehend, nach Grönland oder Spitzbergen gerichtet und geeignet sei, wenn er sein Schiff einfrieren lasse, ihn nach dem Nordpol oder wenigstens in dessen Nähe zu bringen. Es galt ihm daher nur noch, ein den größten Eisdrückungen gewachsenes Schiff zu konstruieren, das nach Ranzens Angaben und den Entwürfen des norwegischen Schiffbauemeisters Colin Archer in Aarvik gebaut wurde.

Nachdem sich Ranzen von seiner jungen Frau, von „Ihr, die das Schiff gekauft und den Mut hatte zu warten“, hatte scheiden lassen, um ihr im Falle seines Unterganges nicht die bis zu seiner Verschollenheitserklärung erwachsenden jahrelangen rechtlichen Schwierigkeiten zu bereiten, begann am Johannisstage 1893 die ewig denkwürdige Fahrt, die über Tromsø und Vardø, dann über die Barentssee, die Jugostrasse und das karische Meer längs der Nordküste Asiens unter günstigen Eisverhältnissen zur Lenamündung führte. Nördlich von ihr legte das Schiff am 22. September am Eise an, um alsbald fest zuzufrieren und erst am 19. Juli 1896 wieder loszukommen. Die Einzelheiten der in den felsamiten Rißadlinien verlaufenden Fahrt des eingefrorenen Schiffes sind allbekannt und es genügt, in Erinnerung zu bringen, daß die Fram nach 1½-jähriger Trift weit nordöstlich von Franz-Josefsland erst an einem Punkte angekommen war, der in einem eisfreien Meere in wenigen Tagen zu erreichen gewesen wäre. Als Ranzen aus dem bisherigen Kurs des Schiffes erjah, daß die Eistrist ihn nicht über den Pol, sondern weiter westlich vorbeitreiben würde, verließ er in Begleitung von Frederik Hjalmar Johansen am 14. März 1895 das Schiff, um wiederum wie 1888 in Ostgrönland, alle Brüden hinter sich abbrechend, mit drei Schlitten, zwei Segelkuchbooten und 28 Hunden zu einem entscheidenden Vorstoß gegen den Nordpol auszuholen, der um so gewagter war, als er nicht damit rechnen konnte, den Weg zu dem weitertreibenden Schiffe zurückzufinden, das unter Eberdrups Führung weit nördlich von Franz-Josefsland und Spitzbergen herumgeführt wurde und schließlich am 20. August 1896 in Norwegen wieder eintraf. Mit seinem hochbeladenen Schlitten über das in lebhafter Bewegung befindliche Eis amaufhaltend nach Norden vordringend, hatten Ranzen und seine Begleiter schon am 7. April 1896 unter 86° 4' den äußersten Punkt ihrer Schlittenreise weit nördlich von der je zuvor von Polarfahrern berührten Grenze erreicht. Hier mußten sie zu ihrem schmerzlichen Bedauern umkehren, denn „überall bis zum Horizont lag das Eis aufgetürmt wie eine zu Eis erstarrte Brandung“ und nun begann die weite gefahrvolle Wanderung, auf der ein Hund nach dem anderen geschlachtet wurde, um den übrigbleibenden als Nahrung zu dienen, bis sie am 12. August Franz-Josefsland erreichten, wo sie in einer selbstgegrabenen Erdhütte überwinterten und im nächsten Sommer auf die Jackson-Expedition stiegen.

Der heißbegehrte Pol war zwar nicht erreicht, aber doch ein großer Teil des Polarmeeres aufgeklärt worden, wo man eine Flachsee mit Inselgruppen erwartet und statt dieser eine bis zu 3500 Meter tiefe See gefunden hatte. Auch die von Ranzen vermutete Strömung war gefunden worden, die ihn, wenn er noch zweiter östlich sich der Eistrist überlassen hätte, mit großer Wahrscheinlichkeit über den Nordpol getrieben haben würde. Verbollkommen war endlich auch die Methode der Polarfahrten, mit deren Anwendung der unermüdete Peary im Jahre 1909 das Ziel erreichte.

Ueber dem Forscher, den sein dankbares Vaterland und alle geographischen Gesellschaften des In- und Auslandes mit verdienten Ehrungen überhäufte, steht Ranzen als Mensch und Charakter, wie er uns aus den Schilderungen seiner Begleiter, besonders des Kapitäns Eberdrup entgegentritt, der trotz einer lange zwischen beiden bestehenden Verstimmung, deren lächerliche Ursache eine kurze Zeit nach der Abreise von Vardø verschwundene Bierflasche war, rückhaltlos sein Lob singt. Einfach und offen in seinem Wesen, beinahe barock, so lange das Tagewerk noch nicht fertig war, gehörte er für seine Begleiter zu den Menschen, deren Lächeln erheitert und erwärmt. Klingt es nicht wie reine Poesie, wenn er am 9. März 1904, während die Fram den hoffnungslosen Rißadkurs im Eise trieb, in sein Tagebuch einträgt, „ich sehne mich unaussprechlich nach der Heimat. Die Natur geht leidenschaftslos ihren Jahrtausende alten, regelmäßigen Kreislauf; Sommer und Winter wechseln, der Frühling entschwindet, der Herbst kommt und findet uns in demselben chaotischen Wirrwarr tollkühner Pläne und zertrümmerter Hoffnungen. Es ist wie bei dem Rade, das sich dreht; bald ist das eine, bald das andere oben. Zwischen durch jedoch rührt die Erinnerung ihre Silberfäden — bald klingt es laut wie ein tosender Wasserfall, bald leise und sanft wie süße Musik in weiter Ferne.“

Kleines feuilleton.

Wandermäler in Tripolis. Ein langwährendes ernstes Bombardement von Tripolis hätte, gerade wie es einst bei Casablanca der Fall war, auch in den Kreisen der Kunst- und Altertumsfreunde

Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

ernste Besorgnisse erwecken müssen. Denn die malerisch am Meer gelegene Stadt bietet nicht nur in ihrem mittelalterlich maurischen Teil mit der trotzigen Zitabelle einen besonderen Reiz, sie schließt auch eine Reihe künstlerisch und geschichtlich interessanter Zeugen aus ihrer Vergangenheit bis in die Römerzeit in sich, deren Beschädigung oder Vernichtung einen schweren Verlust darstellen würde.

In einem Strazenzug in der Nähe der Moschee Burgi ist wohl erhalten eines jener einzigartigen römischen Tore, die nach vier Seiten geöffnet eine Strazenzug überwölben und, offenbar aus dem hellenistischen Orient den Römern überkommen, von diesen in Nordafrika und Frankreich besonders häufig verwendet wurden. Dieser sogenannte Quadrifrons von Tripolis stellt zugleich einen Triumphbogen für den Kaiser Marc Aurel, gest. 180 n. Chr., dar. Der plastische Schmud der Außenseiten ist noch erhalten, er stellt Triumphwagen und Trophäen dar. Der Bogen steht heute tief im aufgeschütteten Boden; eine Oeffnung ist in dem Strazenzug verbaut, zwei vermauert, und das ganze, aus weißem Marmor gebaute, mit einer Kuppel bedeckte Denkmal ist eine gewiß einzigartige Weinleipe.

Von mohammedanischem Kunststium erzählen zwölf Moscheen, darunter sechs größere, deren schlanke Minarets eine herrliche Aussicht bieten. Ihr Stil bildet ein interessantes Mittelglied zwischen dem maurischen, der in Spanien zur schönsten Ausbildung kam, und dem byzantinisch-türkischen, dessen Mutterbild die Hagia Sophia in Konstantinopel ist. Tripolis ging schon früh, im Jahre 22 der Flucht, 643 unserer Zeitrechnung, aus byzantinischem Besitz an die Araber über. Viel später trug es, von 1509—1530, spanische Fremdherrschaft, deren beredter Zeuge das Spanische Schloß, am Meer im Osten der Stadt, ist. 1530 ging das Schloß, Festung und Palaß zugleich, in den Besitz der Johanniter über, die Tripolis 1551 an die Türken verloren. Einstens Residenz des Bey, dient es heute als Gerichts- und Verwaltungsgebäude. Der deutsche Reisende Dr. Schönfeld, der vor zehn Jahren Tripolis besuchte, schildert das Schloß folgendermaßen: „Um einen quadratischen Säulenhof, der drei Stockwerke durchbricht, ordnen sich Säle und Gemächer. Selten sah ich eine so herrliche Rundfahrt wie von der Terrasse des oberen Stockwerkes. Nach Norden das Meer, nach Osten die Dase mit ihren unzähligen schlanken Palmen, nach Süden die Stadt, wie ein Vornus den Berg hinauf ausgebreitet, von schlanken Minarets überragt. Alles überspannt von jenem tiefblauen Himmel des Südens und durchtränkt von dem um diese Zeit noch willkommenen Strahl der afrikanischen Märzsonne.“

Physikalisches.

Die Strahlen des Nordlichts. Die Polarlichter zählen zu den prächtigsten Himmelserscheinungen, so daß man nur bedauern kann, daß ihre Sichtbarkeit auf einen verhältnismäßig kleinen Raum beschränkt ist, der dazu noch zu den unwirtlichsten Gegenden gehört. Bis in die Breiten von Mitteleuropa verirrt sich verhältnismäßig selten ein ansehnliches Nordlicht. Die Erforschung der Polarlichter wird von der Wissenschaft für besonders wichtig gehalten, weil man seit langem angenommen hat, daß sie in einem bestimmten Zusammenhang mit dem Erdmagnetismus und seinen Veränderungen stehen. Es ist der neuen Radiumforschung vorbehalten geblieben, auch auf diesem schwierigen Gebiet neue Aufklärungen zu schaffen, und zwar ist hier der bekannte norwegische Physiker Wirteland bahnbrechend vorgegangen. Dieser Forscher ist durch zahllose Beobachtungen von Nordlichtern zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Polarlichter zwar nicht durch die erdmagnetischen Kräfte erzeugt werden, daß aber beide, also die Polarlichter und die Störungen des Erdmagnetismus, einund dieselbe Ursache haben. Diese soll in einer von der Sonne ausgehenden elektrischen Strahlung zu suchen sein. Die Theorie von Wirteland hat viel Anklang gefunden und wird jetzt auch von einem anderen Physiker der Universität Kristiania, Dr. Bergard, in einer Zeitschrift an die „Nature“ lebhaft unterstützt. Mit vollem Recht aber wird auch darauf hingewiesen, wieviel noch zu erforschen bleibt. Vor allen Dingen muß es darauf ankommen, jener elektrischen Strahlung wirklich habhaft zu werden. Wirteland selbst hat damit bereits erfolgreich begonnen, indem er die Ablenkung der Strahlen eines Nordlichts in einem magnetischen Feld beobachtet hat. Dadurch hat er zunächst eine Eigenschaft dieser Strahlen festgestellt, nämlich ihre außerordentliche Steifheit. Unter diesem Begriff versteht man die Widerstandsfähigkeit gegen eine Ablenkung im magnetischen Feld, und diese ist bei den Nordlichtstrahlen zehnmal größer als bei den gewöhnlichen Alpha-Strahlen des Radium. Können diese beiden Strahlenarten daher nicht identisch sein, so könnte die elektrische Strahlung der Sonne, der die Polarlichter jetzt zugeschrieben werden, vielleicht in den sogenannten Beta-Strahlen bestehen. Dr. Bergard weist aber auch die Vermutung zurück und macht es vielmehr wahrscheinlich, daß die Nordlichtstrahlen doch durch eine Art der Alpha-Strahlen hervorgerufen werden, die aus körperlichen Atomen selbst besteht. Dieser Forscher geht sogar schon so weit, die Entstehung der prachtvollen sogenannten Draperien der Polarlichter auf ein Bombardement elektrisch geladener Heliumatome von der Sonne her zu deuten.